Ein niederländisches Studenten-Fest.

Amsterdam, Juli.

Während der niederländische höhere Unterricht hinsichtlich seiner inneren und äußeren Organisation im allgemeinen dem deutschen entspricht, hat das eigentliche Studentenleben hierzulande einen eigenthümlichen Charakter, der sich weit mehr an französische als an deutsche Zustände anlehnt oder, wenn man lieber will, den Uebergang von deutschen zu französischen Verhältnissen bildet. Zwar wird sowohl beim niederländischen wie beim deutschen Studenten im ersten Jahre nach der Erwerbung des akademischen Bürgerrechts — in Holland wird nicht nach Semestern, sondern nach Jahrescursen gerechnet — das Wort „Student" mit demselben Rechte von studere abgeleitet werden dürfen wie lucus a non lucendo und ebenso wenig wird der eine dem andern hinsichtlich der Fähigkeit und Freudigkeit, mit der dem Gambrinus und Bacchus die üblichen Opfer dargebracht werden, etwas nachgeben, wiewohl wieder die Art und Weise, wie solches geschieht, eine grundverschiedene ist, da Kneiptag, Salamanderreiben, Landesvater u. s. w. hier ebenso unverständliche Worte wie Begriffe sind, — aber der Unterschied tritt erst recht deutlich zutage, wenn es sich darum handelt, als besonderer Stand oder als abgeschlossene Körperschaft der nichtstudentischen Welt gegenüber aufzutreten.

Der deutsche Student, der die Universität bezieht, hat die Wahl, sich einem der zahlreichen Verbände mit oder ohne Farben anzuschließen, und es kommt dann bekanntlich gar nicht selten vor, daß einzelne Farben einander sehr schroff, mitunter auf jahrelangem Kriegsfuß gegenüberstehen; an der niederländischen Universität oder, wie der hiesige Sprachgebrauch lautet, „Akademie" bildet eine einzige Körperschaft das gemeinschaftliche Band, welches die akademische Jugend umschließt und sie der Außenwelt gegenüber als besondern Stand oder als eine besondere Gesellschaftsclasse kennzeichnet. Natürlich ist der Eintritt ein freiwilliger, aber die Anzahl der „Kamele" ist doch eine verhältnismäßig äußerst geringe, da die Mitgliedschaft von dem einzelnen weder besondere finanzielle, die Leistungsfähigkeit des elterlichen Geldbeutels übersteigende Opfer fordert, noch ihm gesellschaftliche Verpflichtungen auferlegt, die mit einem ernsthaften und gewissenhaften Studium unvereinbar wären. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß das Band, welches etwa tausend junge Leute zu einer einzigen Gesellschaft vereinigt, der Natur der Sache nach nur ein sehr loses, wesentlich äußerliches sein kann, und das Bedürfniß größerer Annäherung führte deshalb von selbst zur Bildung zahlreicher Clubs mit beschränkter Mitgliederzahl, in welchen alle möglichen gesellschaftlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Interessen und Bedürfnisse ihre Befriedigung finden.

An die Stelle des an niederländischen Universitäten unbekannten Fechtbodens tritt hauptsächlich der Segel- und Rudersport, ferner das Radfahren, Schwimmen und Schlittschuhlaufen, und da der Zweikampf hier ebenso verpönt ist wie in England und nur äußerst selten vorkommt, so begnügt man sich mit der Theilnahme an Wettstreiten in den genannten Körperübungen, und es verursacht in den Universitätsstädten dann keine geringe Bewegung, wenn ein akademischer Verein siegreich aus dem olympischen Spiele zurückkehrt. Gemeinschaftliche periodische Trinkgelage nach Art der deutschen Kneipabende kennt der niederländische Student nicht, an deren Stelle treten officielle Mittag- und Abendmahlzeiten, auch das sogenannte „Grünlaufen" und die „Entgrünung", was etwa dem deutschen „Fuchs sein" und der Beförderung zum „Burschen" entspricht, erinnert nur sehr entfernt an entsprechende deutsche Verhältnisse.

Im allgemeinen fühlt sich der holländische Student weit weniger als Angehöriger einer von den andern Volks- und Berufsklassen nach Art der deutschen Verbindungen abgeschlossenen Gemeinschaft, denn das Wort „Philister" mit dem ihm in Deutschland zugeschriebenen Begriff fehlt im Wörterbuch der hiesigen Studentensprache vollständig, da das entsprechende Wort „ploert" weit eher mit „Knote" wiederzugeben wäre und in keinem Fall auf gewesene Studenten, die in Amt und Würden sind, angewandt wird, und wo der holländische akademische Bürger in der vollen Würde seines Standes nach außen hin auftritt, geschieht dies nicht mit Schläger und sonstigem Wichs, sondern in schwarzem Frack, Cylinder und weißer Binde, und der sogenannte „Senat", d. h. der Vorstand der Körperschaft hat im vierspännigen Wagen weit mehr das Aussehen einer Abordnung junger Volksvertreter oder Künstler, welche irgend eine Adresse oder einen Glückwunsch zu überreichen haben, als von Chargirten jugendfroher Studenten. Selbst der Gesellschafts- und Versammlungsraum der Studenten, der „Krug" genannt, trägt sowohl hinsichtlich seiner Einrichtung wie des von ihm gemachten Gebrauchs durchaus den Charakter der an keinem holländischen Platze fehlenden „Societäten"; man besucht denselben, um Zeitungen zu lesen, Billard oder Karten zu spielen und um mit seinesgleichen in ungezwungener Weise zu verkehren und sich zu unterhalten.

Und nun zum Schluß noch auf einen weiteren Unterschied zwischen den niederländischen und deutschen Studenten hinzuweisen, so politisirt der erstere, ähnlich wie der französische und belgische Student, weit mehr als der deutsche; sämmtliche Tagesfragen werden hier mit vollem parlamentarischen Ernste besprochen, wozu schon die an jeder Universität bestehenden „Debattir-Clubs", an deren Verhandlungen auch Professoren theilnehmen, einladen; daß dabei auch viel leeres Stroh gedroschen werden muß, leuchtet ein; aber wie man auch sonst über die Betheiligung am öffentlichen Leben in diesem Alter denken mag, so liegen die Verhältnisse in einem kleineren Staat, wo die Politik sich nur um innere Fragen der Gesetzgebung und Verwaltung dreht, doch wesentlich anders als in einem größern Reiche; daß aber der niederländische Student seinem Vaterland auch mit dem Arme zu dienen weiß, beweist die Errichtung der Leidenschen Studentenlegion, als Wilhelm I. sein Volk gegen die meuterischen Belgier zu den Waffen rief, und es leidet keinen Zweifel, daß gegebenen Falls auch heute noch die akademische Jugend dieselbe Opferwilligkeit an den Tag legen würde, hat ja gerade in ihrem Kreise der Plan, die persönliche Dienstpflicht einzuführen, die begeistertste Aufnahme gefunden.

Eine hervorragende Rolle im hiesigen Studentenleben spielt die Feier des Lustrums, und da die durchschnittliche Studienzeit des einzelnen, namentlich da man der Gewohnheit gemäß die Universität nicht wechselt, in der Regel wenigstens fünf Jahre beträgt, so hat auch jeder Student wenigstens einmal in seinem Leben die Gelegenheit, eine solche Feier mitzumachen. Abgesehen von den gewöhnlichen, dabei stets wiederkehrenden Förmlichkeiten bildet den eigentlichen Festmittelpunkt die Veranstaltung eines historischen Aufzuges, deren Vorwurf immer irgendeiner Epoche der niederländischen Geschichte entnommen wird. Gewöhnlich wird bei einer solchen „Maskerade" — dies ist die Benennung eines derartigen Aufzuges — der feierliche Einzug irgendeines niederländischen Territorialherrn in eine Stadt dargestellt, welche ihm entweder die übliche Huldigung nach Bestätigung der alten Handvesten und Vorrechte darbringt oder welche der neue Landesherr, nachdem sie durch Waffengewalt oder Vertrag in seine Gewalt gebracht, zum ersten Mal als Herr und Gebieter betritt.

Die Hauptperson wie die hervorragenden historischen Mitglieder des reichen und zahlreichen Gefolges werden von Studenten dargestellt, während für alles, was in die Kategorie des Trosses und der Landsknechte gehört, bezahlte Beihülfe in Anspruch genommen wird. Ein solcher Aufzug kostet aber nicht nur viel Geld, da jeder der Theilnehmer für seine eigene Tracht zu sorgen hat, die manchmal, namentlich bei der Hauptfigur, einen Werth von vielen Tausenden Gulden darstellt, sondern auch unendlich viel Studium, da die Costüme und Waffen mit pünktlicher Genauigkeit die Zeit wiedergeben müssen, in welche der dargestellte Aufzug fällt; in dieser Hinsicht steht die Hilfe von Alterthumsforschern und Kennern der betreffenden Zeit bereitwillig zur Verfügung. Wenn man bedenkt, daß zu einem solchen Aufzug, bei dem in der Regel mehr als hundert Studenten mitwirken, beinahe ebenso viele Pferde nöthig sind, daß Waffen und Gewandung nach den genauesten, von sachverständiger Hand gemachten Zeichnungen eigens angefertigt werden muß, dann begreift man auch, womit wenigstens Monate vorher das Denken und Thun der Mitwirkenden ausschließlich in Beschlag genommen wird. Dafür hat man aber auch die Genugthuung, daß die auf den Straßen aufgestaute Menge und die Fenster füllenden, aus fast allen Theilen des Landes zusammengeströmten Zuschauer den Zug mit jauchzendem Beifall begrüßen und den erdichteten Herzogen und Grafen wirkliche fürstliche Ehre erweisen.

Dabei bleibt es aber nicht: Mühe und Kosten würden durch die wenigen Stunden, welche der Aufzug dauert, nur in ungenügender Weise belohnt werden, weshalb auch die Residenz, wenigstens von Leiden und Utrecht, eines Besuches gewürdigt wird, wo auf's neue die Costüme in ihrer glänzenden Farbenpracht bewundert werden; ein Ausflug nach Scheveningen, wo dann die vornehme, aus aller Herren Ländern zusammengeströmte Curwelt Gelegenheit hat, sich in die Zeit zurückzuversetzen, wo die Wassergeusen am Strande der Nordsee hausten, bildet ebenfalls einen ständigen Theil des Festprogramms, und zum Schluß wird der ganze Aufzug in derselben Weise, wie er zuerst in der Universitätsstadt stattgefunden hat, in derjenigen Stadt, welche den wirklichen geschichtlichen Schauplatz desselben bildet, wiederholt.

Die Reihe traf dieses Mal, in den Tagen vom 29. Juni bis 1. Juli, die Stadt Nymegen an der Waal. Bei der diesjährigen Feier des Lustrums in Leiden — es ist seit Gründung der Universität das 63. — war der Einzug Kaiser Karls V. in die genannte Stadt im Februar 1546 durch eine glänzende Maskerade dargestellt worden, und dieselbe wurde, nachdem ein Festausschuß in Nymegen die nöthigen Schritte und Vorkehrungen getroffen hatte, daselbst noch einmal zur Aufführung gebracht.

Der Aufzug selbst, der alle Hauptstraßen der freundlichen und äußerst malerisch an einem Abhang liegenden Stadt berührte, bestand aus fünf Abtheilungen, und zwar: 1. Stadt und Reich von Nymegen, 2. das Herzogthum Geldern, 3. der Kaiser und sein Gefolge, 4. der Bischof von Utrecht, 5. der Erzherzog von Oesterreich und der Staatsrath. Dem Zuge voran ritt das Musikcorps des zweiten in Venlo garnisonirenden Husarenregiments und die fünfte Abtheilung wurde durch die Musik des zweiten Infanterieregiments eröffnet.

Die erste Abtheilung mit der stolz einherschreitenden Bürgermeistern und Schöffen der Stadt, alle in reichen Amtsgewändern und den Zeichen ihrer Würde prunkend, den Mitgliedern des hochweisen Rathes, den verschiedenen Gilden mit ihren Bannern und zuletzt dem Stadtscharfrichter und seinen „Klifsteenen" (Henkersknechten) hatte einen durchaus bürgerlichen und Frieden athmenden Charakter und mit Ausnahme des Burggrafen von Nymegen und einiger zum „Reich von Nymegen" gehörigen Ritter schritt der ganze Zug zu Fuß einher.

Gegen das meist in dunkelfarbige Gewänder gekleidete bürgerliche Element bildete die zweite Abtheilung mit ihrer ungemein reichen Farbenpracht und den strahlenden Rüstungen einen merkwürdigen Gegensatz. Unmittelbar auf den Statthalter von Geldern, den Grafen van Hoogstraaten (Philipp de Lalaing), dem eine Truppe geldrischer Landsknechte mit einem Hauptmann voranschritt, folgten die vier geldrischen Bannerherren, die Vertreter jener Dynastengeschlechter, welche für einen Landedelmann zu mächtig und für einen Territorialherrn zu klein waren, deshalb aber mit dem Landesherrn bald in Freundschaft, bald in heißer Fehde lebten, stets eifrig ihre Unabhängigkeit oder wenigstens den Schein derselben zu wahren wußten und erst durch Karl von Egmont aus trotzigen Vasalen zu geldrischen Unterthanen gemacht wurden; ferner die Mitglieder des Hofes von Geldern, des höchsten Gerichtshofes, der sich theilweise mit Erfolg der Einführung der blutigen Ketzerplacate Karls V. widersetzt hatte, die Abgeordneten der Ritterschaft der vier geldrischen Quartiere, jenes stolzen Adels, der selbst während der Zeiten der plutokratischen Republik die Stellung und den Einfluß seines Standes zu wahren wußte die zahlreichen Landdrosten, die eigentlichen Vertreter der landesherrlichen Macht in den auf ihre Sonderrechte eifersüchtigen Städten und Aemtern, die Mitglieder der geldrischen Rechenkammer, die Rentmeister u. s. w.

Den Glanzpunct bildete die dritte Abtheilung: der Kaiser mit seinem Gefolge. Voran schritt die Musikkapelle und die Leibwache des Kaisers, ihr folgte Guillaume de Bergy, der Bannerträger des deutschen Reiches, zu Pferde, dann vier Pagen zu Fuß, zuerst Heinrich Graf von Brederode, später der Führer jener niederländischen Edlen, welche Margareta von Parma in Angst und Schrecken versetzten und mit Stolz den Namen „Geusen" (Bettler) trugen, dann Willem von Nassau, Prinz von Oranien, damals der Liebling des Kaisers, aber später die Seele des Kampfes, in dem Spanien vergeblich seine Kraft vergeudete, ferner Don Caspar de Robles, der spätere Statthalter von Friesland, dem das dankbare Volk für die rasche und thatkräftige Hülfe, mit welcher er die durch Stürme zerrissenen Deiche wiederherstellen ließ, ein Denkmal gesetzt hat, endlich Ernst Graf von Solms. Ein allgemeiner Ausruf der Bewunderung und des Staunens pflanzte sich durch die längs der Straße dichtaufgestaute Menge fort, als der Kaiser selbst erschien, denn hier wurde den Augen eine herrliche und seltene Weide geboten.

Auf edlem Roß saß derselbe, die Brust mit dem vergoldeten, cannelirten Harnisch umschlossen, auf dem Haupte statt des Helmes ein deutsches Barrett von dunkelblauem Sammet mit weißen und salmfarbigen Federn, welche mit einem Edelstein befestigt und zusammengehalten wurden und unter dem Barrett die aus Golddraht und mit kleinen Perlen gestickte Netzmütze aus weißem Satin; die weiten aus blauem Satin gemachten Aermel des Oberkleides sind ebenfalls mit Perlen bedeckt; der Kaisermantel, das schönste Stück der Kleidung, ist aus rosenfarbenem echtem Plüsch gefertigt und mit prachtvollem gelbem Satinstoff gefüttert, in welchen allerlei Ornamente eingewebt sind: Schlachtfelder, Gürtel und Ordensketten sind mit Edelsteinen jeder Farbe und Größe besät, während die Schabracke mit vergoldeten, randen Ornamenten umsäumt ist und Brust und Kopf des Pferdes, auf welch letzterm eine riesige weiße Feder sich hin- und herbewegt, mit reicher getriebener Arbeit bepanzert sind; die Zügel sind mit weißem Satin überzogen mit silbernen Schnallen versehen. Es war in der That eine echt majestätische Erscheinung, und wiewohl weder die Gesichtszüge noch die Haltung des Reiters irgendwelche Erinnerung an die historische Persönlichkeit mit den dicken habsburgischen Lippen und dem von Gicht und Strapazen gekrümmten Körper wachriefen, so zeigt doch die Art und Weise, wie der Darsteller den jauchzenden Beifall der Menge und die ihm von allen Seiten dargebrachten Huldigungen in Empfang zu nehmen pflegte, deutlich, daß er sich in seine kaiserliche Rolle recht gut hineingedacht und hineingearbeitet hatte. Im Gefolge des Kaisers finden wir eine Anzahl bekannter historischer Persönlichkeiten, durchweg Ritter des Goldenen Vließes, darunter seinen Hofmarschall, Don Ferdinando Alvarez de Toledo, Herzog von Alba, den späteren berüchtigten Henker der Provinzen, Philipp von Montmorency, Grafen van Hoorne, der auf Befehl Albas oder vielmehr Philipps II. zugleich mit Egmont das Schaffot in Brüssel bestieg, den Graf von Aremberg, ein hennegauischer Edelmann, dessen Geschlecht von Maximilian II. in den Fürstenstand erhoben wurde, der die 1567 gefangenen Edlen dem Blutrath auslieferte, aber gegen Ludwig von Nassau bei Heiligersee Schlacht und Leben verlor, Wilhelm, Herzog von Cleve, Jülich und Berg, der vor dem Kaiser einige Jahre vorher im Lager von Venlo einen Fußfall gethan, um nach dem Verlust Gelderns wenigstens seine Erblande zu retten; einige höhere Hofbeamte bildeten den Schluß dieser Abtheilung, welcher sich dann unmittelbar der Bischof von Utrecht mit seinem Gefolge anschloß.

Auf Soutane und Fußgänger folgten wieder Schwert, Harnisch und Pferde, die Abtheilung des „Erzherzogs von Oesterreich", die hinsichtlich des Reichthums und der Mannigfaltigkeit der Costüme sowie der üppigen Farbenpracht mit dem Zuge des Kaisers selbst wetteifern konnte. Dem Erzherzog voran ritten vier Edle mit berühmten Namen und theilweise von hoher geschichtlicher Bedeutung: zuerst Maximilian von Burgund, der Admiral von Zeeland, einer jener zahlreichen Bastardsprößlinge, die Philipp der Gute, Karl der Kühne und David, der Bischof von Utrecht, hinterlassen haben, dann Maarten van Rossum, nunmehr im Dienste des Kaisers, aber früher der furchtbare Feldherr Karls von Egmont, des letzten Herzogs von Geldern, dessen Wahlspruch war: „Morden und Sengen ist des Krieges Freude", und dessen ans Unglaubliche und Wunderbare grenzende Raub- und Plünderzüge an die Helden des nordischen Sagenkreises erinnern; ferner der Markgraf von Bergen und Graf von Bolbain, ebenfalls, wie Oranien, der Liebling des Kaisers und gleich jenem einer der Anführer der Edlen im Widerstand gegen die Einführung der spanischen Inquisition und gegen die Ketzerverfolgungen, den ein frühzeitiger Tod davor bewahrte, gleich seinem Reisegefährten Montigny in einem spanischen Gefängniß nächtlicherweile auf Befehl Philipps II. erdrosselt zu werden, und endlich Peter Ernest Graf von Mansfeld, ein geborener Deutscher, der erklärte Günstling und treue Anhänger Margarethas von Parma und der Vater des bekannten Parteigängers im 30jährigen Kriege.

Der Erzherzog selbst, der spätere Kaiser Ferdinand I. mit dem dichten Federbusch auf dem Helm und der reichen spanischen Kleidung, war eine echt ritterliche Gestalt, die sich von der ganzen Umgebung sehr bemerkenswerth abhob, ihm folgten zwei Pagen und zehn Edelleute, darunter der bekannte unglückliche Lomoral von Egmont und Noircarmes, nach dem Zeugnisse Albas „einer der wenigen gutgesinnten, dem Dienste des Königs treu ergebenen Niederländer," dessen Blutdurst und Grausamkeit gleichen Schritt mit seiner Geldgier hielt, weshalb er auch alle reichen Bürger der Städte Valenciennes und Bergen hinrichten ließ, um sich in den Besitz ihres Vermögens zu setzen.

Den Schluß des Ganzen bildet der Staatsrath, jene Behörde, welche Karl V seiner Schwester, der Statthalterin, als berathendes Collegium zur Seite gestellt hatte und in welchem die hervorragendsten Edlen Sitz und Stimme hatten. Die bemerkenswerthesten und bekanntesten darunter sind Philipp de Croy, Herzog von Herschot, der spätere Nebenbuhler Wilhelms von Oranien, der echte Typhus des im Hause des Croys erblichen Hochmuths und Adelstolzes, der aus Eifersucht gegen Oranien den Erzherzog von Mathias in die Niederlande berief, sonst aber ein Mann von äußerst geringen Fähigkeiten war, und der Geistliche Dr. Viglius von Ayta van Zuichem, ein geborener Friese, der habsüchtige Priester und furchtsame Beamte, der auf eine Rede Oraniens im Staatsrath, in welcher dieser der spanischen Mißwirthschaft scharf zuleibe ging, in schwere Ohnmacht fiel, die ihm beinahe das Leben kostete; daß letzterer in dem Aufzug zu Pferde erschien, dürfte nach den auf uns gekommenen Schilderungen über seine körperliche Beschaffenheit kaum der geschichtlichen Wahrheit entsprechen.

Wider alles Erwarten war der Aufzug von schönem Wetter begünstigt worden, wiewohl ein paar Stunden vorher, grade in dem Augenblick, als die eben mit Sonderzug von Loo gekommene Königin ihren Wagen besteigen wollte, ein förmlicher Wolkenbruch sich über Nymwegen ergossen hatte, wie auch die Veranstaltungen am Abend vorher, mit welchen das Fest eröffnet werden sollte, buchstäblich ins Wasser gefallen sind. Nach dem Umzug durch die Stadt hielt der Kaiser offenen Hof im Valkhof, jener herrlichen Ruine mit der von Barbarossa erbauten Kapelle, welche zu diesem Zweck durch reichen, dem Stile jener Zeit entlehnten Schmuck in ein Hoflager umgewandelt worden war, und hier war es, wo der Kaiser mit seinem Gefolge der Königin seine Huldigung darbrachte. Ein weiterer für den Abend im Gebäude der „Vereinigung" geplanter Empfang, zu welchem Zweck der große Saal mit einer Estrade versehen worden war, konnte nicht stattfinden, wie der für den „Hof" abgeschlossene Raum vom neugierigen Publikum besetzt und Letzteres auch trotz wiederholter Aufforderung nicht zu bewegen war, der „kaiserlichen Majestät" den nöthigen Raum zu gewähren, weshalb diese das hof- und respectwidrige Benehmen durch ihr Wegbleiben bestrafte.

Mein Traum.

Jüngst hatt' ich einen schönen Traum:
Ich ging auf blumigen Wiesen;
Die lagen idyllisch hingestreckt
Am Fuße der Bergesriesen.

Die streckten gewaltig in die Höh'
Die schneegekrönten Gipfel,
Und waren so blendend weiß, so spitz
Wie Großvaters Nachtmützenzipfel.

Und wie ich begeistert nach oben sah
In die blaue unendliche Weite,
Da traten zwei Mädchen mit schnellem Tritt
Zur rechten und linken Seite.

Die Eine war hold und jugendschön,
Ein bunter glänzender Falter,
Die Andere häßlich, alt und grau
Von hyperkanonischem Alter.

Das schöne Mädchen sprach zu mir
Mit leisem, schmeichelndem Scherzen:
„Komm, lieber Freund, und folge mir,
Ich heile Deine Schmerzen!"

Die And're sprach im dumpfen Ton:
„Die Schönheit, mein Freund, ist eitel,
Die Schönheit vergeht und die Blume verblüht,
Schau' hier! den straffen Beutel!"

Der ist gefüllt mit rothem Gold,
Mit blinkendem Edelgesteine,
D'rum kamm' mit mir, ich liebe Dich,
Ich bin auf ewig die Deine!"

Ich rief mit jubelndem Ungestüm:
„Was frage ich nach dem Golde?!
Ich will es nicht, ich geh' mit Dir,
Du Süße, Du Schöne, Du Holde!"

Doch als am Morgen ich erwacht,
Da war ich wie verwandelt;
Ich wußt' es wohl, es war ein Traum —
Sonst hätt' ich anders gehandelt!

Friedr. Lorenzen.

— **Der Wechsel der Zeit.** Professor Mendel, der berühmte Berliner Physiologe, liebt es, von Zeit zu Zeit seine Vorlesungen durch einen eingestreuten kleinen Scherz zu würzen. Kürzlich erzählte er, wie die „Münchener Neuesten Nachrichten" mittheilen, seinen Zuhörern die folgende kleine Geschichte: „Ein Studiencollege, ebenfalls Physiologe, und ich waren gute Freunde gewesen. Wir hatten uns lange Jahre nicht gesehen. Endlich, vor einigen Jahren auf einer Reise nach dem Orient, treffe ich meinen lieben Freund. Er war Direktor eines Irrenhauses in Stambul. Er führte mich durch seine Anstalt und sagte zum Schluß: „Lieber Mendel, vor zwanzig Jahren hatte ich meist vom Opiumrauchen irrsinnige Muselmänner und ein paar durch Säuferwahnsinn toll gewordene Europäer. Heute habe ich zum guten Theil vom Opiumgenuß verrückte Europäer und die übrigen sind durch übermäßiges Weintrinken wahnsinnig gewordene Mohamedaner. Das ist der Wechsel der Zeit."

Durch die Zeitung.

Sehr mißmuthig kehrte Rudolph von seinem Besuch in der Familie des Herrn Hanow heim. Frida Hanow gefiel ihm ganz und gar nicht. So hatte so etwas Gekünsteltes, Gezwungenes in ihrem Wesen. Es schien, als habe sie sich jedes Wort, das sie mit ihm sprechen würde, vorher zurecht gelegt, sich jede Miene vorher am Spiegel einstudirt. Und nichts war ihm so verhaßt, als Zwang und Unnatur.

Freilich, er war sich bewußt, daß auch er sich ihr gegenüber nicht so gegeben hatte, wie er war. Auch er war voll von Förmlichkeit und Gezwungenheit gewesen, auch er hatte leere Phrasen und Redensarten gedrechselt, anstatt unbefangen und, wie ihm der Schnabel gewachsen war, zu plaudern. Aber auf ihm hatte lähmend und erkaltend das Bewußtsein gelastet, daß ihm Frida Hanow zur Frau bestimmt war, bestimmt von seinem Onkel, dem er, jung zur Waise geworden, Alles zu verdanken hatte und dessen ansehnliches Vermögen er dereinst zu erben ausersehen war.

Ob auch sie, die einzige Tochter des alten Freundes und Compagnons seines Onkels, von dieser Lieblingsidee des letzteren wußte?

Fünf Jahre lang hatte er sie nicht gesehen, fünf Jahre lang war er abwesend gewesen, auf Reisen im Auslande. Und nun hatte er Frida, die damals, als er fortgegangen, ein reizender, übermüthiger, lustiger Backfisch gewesen, so sehr zu ihrem Nachtheil verändert gefunden. An Stelle der sorglosen Heiterkeit war ein herber Ernst getreten, die einst so schelmisch blickenden großen blauen Augen sahen ihn mit so abweisender Strenge an, daß es ihn förmlich kalt durchschauert hatte, die frischen, kirschrothen Lippen schienen das Lachen gänzlich verlernt zu haben. Und ebenso steif und langweilig wie ihr Wesen war ihre Unterhaltung. Was hatten die Pensionsjahre aus dem herzigen, natürlichen, liebreizenden Kinde für ein fischblütiges, unleidliches Wesen gemacht!

Am liebsten hätte er ein für alle Mal der Familie Hanow den Rücken gekehrt, aber er kannte seinen Onkel, er wußte, wie zähe er an dieser seiner Lieblingsidee hing! Der war im Stande, ihn zu enterben, wenn er sich weigerte, ihm den Willen zu thun und Frida Hanow zum Altar zu führen.

Aergerlich stampfte Rudolph mit dem Fuße auf. Verwünschtes Dilemma das! Auf der einen Seite Armuth und eine entbehrungsvolle Zukunft, auf der anderen ein freudloses Leben an der Seite einer ungeliebten, unliebenswürdigen Frau! Was war das Schlimmere von beiden?

Jahrelang beschäftigte diese Frage den jungen Mann und so sehr er auch hin und her grübelte, er konnte zu keinem festen Entschlusse kommen. So entschied er sich denn, vorläufig die Dinge gehen zu lassen, wie sie gingen, weder „ja" noch „nein" zu sagen und seine Besuche in der Familie Hanow weder ganz einzustellen noch auch mit besonderem Eifer zu betreiben.

Eines Morgens erwachte Rudolph matt und abgespannt aus einem unerquicklichen, unruhigen Schlummer. Sogar bis in den Traum hatte ihn die bedeutungsschwere Frage verfolgt. Nach einer Ableitung von seinem verdrießlichen Gedanken suchend, ergriff er die Morgenzeitung. Ohne sonderliches Interesse durchflog er den Leitartikel. Etwas Oederes, Langweiligeres als diese politischen Salbadereien konnte es gar nicht geben. Die Lokal- und vermischten Nachrichten, unter denen die Meldungen von verschiedenen Verbrechen die Hauptrolle spielten, erregten ihm fast Uebelkeit, den Romanschnipsel unter'm Strich — alle Tage einen Eßlöffel voll — las er grundsätzlich nicht. So kam er endlich zu dem Annoncentheil, ohne daß sich seine schlechte Laune auch nur im Geringsten gebessert hätte. Da leuchtete auf einmal sein Auge auf und mit Interesse las er nachstehendes Inserat:

„Correspondenz

mit einem geistig feingebildeten Manne sucht eine junge Dame, die sich in ihrer Familie und in ihrem Bekanntenkreise nicht verstanden und nicht befriedigt fühlt und die gern mit einem ernsten, regsamen Geist ihre Ansichten und Empfindungen über Fragen der Kunst und des socialen Lebens austauschen möchte. Eine eventuelle spätere persönliche Annäherung nicht ausgeschlossen. Gefällige Zuschriften wolle man an F. 20 postlagernd Postamt Königstraße richten."

Mehrere Male hintereinander las der junge Mann die merkwürdige Annonce durch. Plötzlich sprang er lebhaft auf, ging mit hastigen Schritten in seinem Zimmer auf und ab und setzte sich endlich entschlossen an den Schreibtisch.

Ja, er wollte es einmal versuchen. Antwortete sie nicht, nun, so war nichts verloren. Erwiderte sie aber sein Schreiben, so fand er da vielleicht eine geist- und gemüthanregende Zerstreuung, die ihn für die steifen, langweiligen Abende bei Hanows entschädigte. In keinem Falle riskirte er etwas, da er sich vorläufig ebenfalls in undurchdringliche Anonymität hüllen würde. Gedacht, gethan! Erst langsam, doch nach und nach immer schneller glitt seine Feder über das Papier. Er schrieb:

„Verehrtes Fräulein!

Ob ich den hohen Ansprüchen, die Sie in geistiger Beziehung an Ihren Correspondenten zu stellen scheinen, entsprechen werde, weiß ich nicht, nur das erscheint mir gewiß, daß ich wohl im Stande bin, Ihr Sehnen und Verlangen Ihnen nachzufühlen. Ich kann es mir vorstellen, wie sehr Sie geistig und seelisch in einer phantasieleeren, an geistigen Interessen armen Umgebung leiden mögen — unter Larven die einzige fühlende Brust. Ich kann es Ihnen nachempfinden, denn auch ich bin in einer ähnlichen Lage. Auch ich fühle mich unbefriedigt, ja, angewidert von dem Verkehr, den ich, nicht aus Neigung, zu cultiviren gezwungen bin. Besonders ist es eine Dame meines Bekanntenkreises, welche ich aus Gründen, die für Sie, verehrte Unbekannte, nicht von Interesse sein dürften, häufig zu sehen veranlaßt bin, deren Wesen mich mit Unmuth, ja, zuweilen mit förmlichem Widerwillen erfüllt. Denken Sie sich eine ewig hochmüthige, theilnahmlose Miene, eine Unterhaltung, die sich meist zwischen „Ja" und „Nein" bewegt. Es ist entsetzlich, sage ich Ihnen — jedes freiere Wort erstirbt einem auf der Zunge, alle geistige Regsamkeit versiegt vor dieser unverwüstlichen Unempfindlichkeit! Da ist jede Geste berechnet, jede Aeußerung sorgfältig überlegt und abgewogen. Form, Dressur, kein Temperament, keine Natur! Brrr, mich fröstelt's! Der nothgedrungene Umgang mit diesem abschreckenden Beispiel einer Seele und Geist verflachenden Pensionatserziehung läßt mich die Aussicht, mit einer Dame von Urtheil und Geschmack in einen wenn auch vorläufig nur schriftlichen Gedankenaustausch zu treten, als etwas mir höchst Erwünschtes, mich geradezu Beglückendes begrüßen. Versäumen Sie darum nicht, mein hochgeschätztes Fräulein, mit einer freundlichen Antwort zu begnadigen

Ihren ganz ergebenen
R. 30.

Adresse: postlagernd Postamt Königstraße."

Sehr zufrieden und vergnügt vor sich hinlächelnd, überlas Rudolph sein Werk noch einmal, couvertirte den Bogen, schrieb die Adresse und warf den Brief, als er bald nachher ausging, in den nächsten Briefkasten.

Während der nächsten Tage befand sich der junge Mann in einer gehobenen, freudig erwartungsvollen Stimmung. Tagtäglich fragte er auf dem Postamt Königstraße an. Doch der Schalterbeamte schüttelte jedesmal den Kopf:

„R. 30 — nichts da!"

Endlich am achten Tage wurde ihm ein zierliches Briefcouvert durch das kleine Schiebfenster gereicht. Rudolphs Gesicht verklärte sich, als sei ihm ein ganz außerordentliches Glück widerfahren. „Also doch!" jubelte er innerlich.

Spornstreichs eilte er nach Hause. Hastig riß er, in seinem Zimmer angekommen, den Umschlag ab und faltete mit bebender Hand den Briefbogen auseinander. Mit freudestrahlenden Augen las er:

„Sehr geehrter Herr!

Wenn ich von den 99 Briefen, die mir auf mein Inserat zugingen, gerade den Ihrigen beantworte, so geschieht es aus dem Grunde, weil mein Geschick wunderbar dem Ihren gleicht. Es ist die Sympathie des Leidensgefährten, die mich zu Ihnen hinzieht. Auch in meiner Bekanntschaft ist es speciell eine Persönlichkeit, die mir besonderen Verdruß bereitet. Es ist dies ein junger Mann, ein Muster von Langweiligkeit und, ich will sagen: Einfachheit des Geistes, der mir von meinen Verwandten zum Gatten bestimmt ist. Natürlich ist das ein Grund mehr, mich gegen den jungen Mann zu erbittern. Als ob ich willenlos über mich verfügen ließe! Hoffentlich findet mich der mir designirte Gatte unausstehlich, wenigstens thue ich Alles, um diese Wirkung auf ihn hervorzubringen. Und das wird mir um so leichter, als der betreffende Herr, wie gesagt, die Harmlosigkeit selbst ist. Sie würden sich köstlich amüsiren, wohnten Sie einmal einer unserer Unterhaltungen bei.

Er: Wir haben heute ausgezeichnetes Wetter. Meinen Sie nicht, Fräulein?

Ich: Gewiß.

Er: Ein selten schöner Frühling dies Jahr.

Ich: In der That.

Er: So lange ich denken kann, haben wir nicht einen so schönen Frühling gehabt.

Ich hülle mich in Schweigen, um ihm zu zeigen, daß ich seine geistreichen Variationen des Wetter Themas nicht nach meinem Geschmack finde. Es entsteht eine Pause. Nach einer Weile entspinnt sich eine neue Conversation, etwa diese:

Er: Ich bin heute Herrn N. (ein beiderseitiger Bekannter) auf der Straße begegnet.

Ich (gähnend): So?

Er: Ja. Denken Sie, ich hatte ihn seit drei Monaten nicht gesehn.

Ich (zerstreut durch das Fenster blickend): Ih, was Sie sagen!

Er: Ja, drei volle Monate. Ich finde, er sieht sehr wohl aus. Meinen Sie nicht auch?

Ich (gähnend): Wie sagten Sie?

Wie gefällt Ihnen diese Probe unserer nothgedrungenen Unterhaltungen, denen die alltäglichsten Trivialitäten zur Grundlage dienen müssen? Es wäre zum Lachen, wenn es nicht zum Weinen wäre. Doch — sprechen wir von etwas Anderem!

Kennen Sie das Schauspiel „Ein Handschuh" von Björnson? Nicht? Dann müssen Sie es lesen! Es ist mein Lieblingsstück. Die Heldin des Stücks, Svava, ist ein Charakter zum Küssen. Arme Svava. Ich fürchte, sie wird niemals den Mann finden, der ihrem Ideal entspricht. Wir armen Mädchen!

Sobald Sie das Stück gelesen, theilen Sie mir, bitte, Ihre Ansicht darüber mit. Wie stellen Sie sich zu dem Svava-Typus?

Einer baldigen ausführlichen Antwort entgegensehend, bin ich mit Hochachtung
Ihre Correspondentin F. 20."

Rudolph lachte herzlich, nachdem er den Brief gelesen. Wie launig sie ihren Verkehr mit ihrem Zukünftigen geschildert hatte! Ihr Schicksal hatte mit dem seinen eine wunderbare Aehnlichkeit. Auch sie sollte sich in einer der wichtigsten Angelegenheiten des Lebens bevormunden lassen. Er konnte ihr ihr Widerstreben nicht verdenken, sich an einen ihr unsympathischen Menschen verkuppeln zu lassen. Es mußte das, nach ihrer Schilderung, ein rechter Stockfisch sein, gerade solch ein langweiliger Einfaltspinsel, wie die ihm von seinem Onkel zur Gattin bestimmte Frida Hanow einer war.

Natürlich schaffte sich Rudolph sofort ein Exemplar von Björnson's „Handschuh" an, was ihm, da das Buch in Reclam's Universalbibliothek erschienen war, kein großes Geldopfer kostete. Auch ihm imponirte die „Svava" ungemein. Freilich war es mehr ein Verblüfftsein, ein Gefühl starker Ueberraschung, welche die Lectüre in ihm erregte.

Die schriftliche Discussion, welche sich über dem „Svava-Typus" zwischen den beiden anonymen Correspondenten entspann, gewährte Rudolph ein ungemeines Vergnügen. Es kamen da Dinge zur Besprechung, die sich, Auge in Auge, zwischen einem jungen Manne und einem jungen Mädchen bei den herrschenden gesellschaftlichen prüden Anschauungen gar nicht verhandeln ließen. Es war für Rudolph jedesmal ein wahrer Festtag, so oft ein Briefchen von F 20 eintraf und mit dem lebhaftesten Interesse vertiefte er sich in ihre Ausführungen. Das war doch etwas Anderes, als Fräulein Hanow's tiefsinnige Bemerkungen über das Wetter. Da war Urtheil, Geist und tiefes Empfinden. Wie glücklich war der Mann zu schätzen, der einst—!

Die Gesellschaft Frida Hanow's wurde dem jungen Manne immer unleidlicher und seine Besuche in der Familie des Freundes seines Onkels wurden immer spärlicher. Er lebte und webte ganz in seiner Correspondenz mit seiner geistreichen Unbekannten.

Nach und nach bildete sich naturgemäß und wuchs in ihm das Verlangen, die anonyme Seelenfreundin von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, und immer häufiger und lebhafter beschäftigte ihn die Frage, ob die äußeren Eigenschaften von F. 20 wohl mit ihren geistigen im Einklang stehen mochten. Von Tag zu Tag regte sich der Wunsch, seine Correspondentin näher kennen zu lernen, stärker in Rudolph und endlich beschloß er, dem inneren Drängen nicht länger zu wehren Es war ein wichtiger, folgenschwerer Entschluß, der endlich in ihm reifte. Erwies sich, daß die Unbekannte körperlich ebenso seine Sympathie erweckte, wie sie es seelisch und geistig bereits gethan hatte, so — nun, so mochte sein Onkel sehen, wo er einen Mann für Frida Hanow herbekam. Er—Rudolph — dankte; er hatte keine Lust, sich zeitlebens an ein so unliebenswürdiges und albernes Geschöpf zu ketten.

F. 20 ging mit freundlicher Bereitwilligkeit auf sein Ersuchen, ihm eine Zusammenkunft zu bewilligen, ein. Dieses ungezwungene natürliche Wesen, das keine Prüderie und Ziererei kannte, war es, das ihm so besonders an seiner Correspondentin gefiel und das einen ebenso starken wie wohlthuenden Contrast zu Frida Hannows Art bildete.

Es wurde eine kleine Conditorei in einer stillen Straße zum Schauplatz des ersten Rendezvous gewählt; außerdem, um jeden Irrthum auszuschließen, war bestimmt, daß sie ein Vergißmeinnichtsträußchen in der Hand tragen, während er sich eine Rosenknospe ins Knopfloch stecken würde.

Mit klopfendem Herzen machte sich Rudolph an dem zwischen ihm und F. 20 vereinbarten Tage auf den Weg. Ein schrecklicher Gedanke stieg plötzlich in ihm auf. Wenn sie nun häßlich war, eine alte Schachtel? Brr! Doch nein, das war ja unmöglich! Ihm ahnte, daß sich heute sein Geschick entscheiden würde.

Und nun stand er vor der Thür der Konditorei. Mit flüchtigem Blick hatte er durch das Fenster einen Damenhut wahrgenommen. Sie war also schon da. Desto besser!

Rasch eilte er durch den Laden, die Dame erhob sich bei seinem Eintritt. Ein halblauter Schrei ertönte. Er blickte auf—es war Frida Hanow. Fataler Zufall! dachte er im ersten Augenblick. Doch da fiel etwas zu seinen Füßen nieder, er hob es auf—es war ein Vergißmeinnichtstrauß.

Da wurde es ihm mit einem Male klar: seine unbekannte Correspondentin, F. 20, war Niemand anderes als Frida Hanow gewesen.

Sprachlos standen die beiden so jäh Ueberraschten einander gegenüber, beide in tiefster Verwirrung. Endlich ermannte sich Rudolph, er deutete auf den Sessel, von dem sich Fräulein Hanow erhoben und sagte: „Ich denke, wir setzen uns."

Nachdem sie nebeneinander Platz genommen, fuhr er mit schnell wieder errungener Fassung also fort: „Wunderbar, wunderbar! Und doch eigentlich ganz natürlich! Die Vorherbestimmung über unser künftiges Schicksal hatte uns gegen einander aufgebracht. Wir waren in unserem persönlichen Verkehr nicht wir selbst, sondern wir führten gleichsam vor einander eine Maskerade auf. Wir maskirten unsere Seelen vor einander. Erst in unserem schriftlichen Umgange gaben wir uns ungezwungen, natürlich, kehrten wir gegen einander unser eigentliches Wesen heraus, lernten wir uns eigentlich erst kennen und schätzen. Und wenn Sie wollen, Fräulein Frida" — die Stimme des Sprechenden nahm jetzt einen weicheren, innigeren Klang an — „wenn Sie wollen, verkehren wir von nun an auch persönlich mit der schönen Ungezwungenheit und Natürlichkeit, der unsrem Briefwechsel einen so eigenen Reiz verlieh. Die Wettergespräche aber werden ein für allemal in Acht und Bann gethan — nicht?"

Er streckte ihr die Hand entgegen, in die sie, schelmisch zu ihm auflächelnd, bereitwillig ihre Rechte legte.

Es mochte mehr als eine Stunde vergangen sein, als sie leuchtenden Auges, mit gerötheten Wangen die Konditorei verließen und Arm in Arm auf die Straße hinaustraten.

* * *

An demselben Nachmittag erhielt Rudolph den Besuch seines Onkels. Der alte Herr war sehr ärgerlich und schalt und grollte. Was das bedeuten sollte? Warum der Neffe die Angelegenheit mit Frida Hanow so lässig betreibe?

Rudolph hatte Mühe, sein Lachen zu verbeißen, als er entgegnete: „Du thust mir Unrecht, lieber Onkel. Ich will dir beweisen, daß dein Wunsch mir Befehl ist und daß mir deine Zufriedenheit über Alles geht. Morgen Mittag werfe ich mich in Gala und mache meinen Antrag. Freilich wenn Frida Hanow mich nicht mag —"

„O, da sei unbesorgt", fiel der Onkel freudestrahlend ein, „ein so schmucker Kerl wie du!"

Und gerührt von so viel Nachgiebigkeit zog er den braven Neffen an seine Brust.

F.

— **Bald geholfen.** Käsehändler: Sagen Sie mal, Herr Doktor, wissen Sie keinen feineren Namen für mein Geschäft als „Käsehandlung"? Mein Nachbar, der ein einfacher Tischler ist, hat über seinem Laden ein schönes Schild mit „Sarg-Magazin". Student: Hm, das können Sie genau so machen, wie Ihr Nachbar. Nennen Sie Ihr Geschäft einfach „Quarg-Magazin"!